

Interview des Monats

Es ist unmöglich, ihre Musik in Worte zu fassen. Vielmehr schaffen die drei Musiker des Klanglabors in ihren Performances Klangbilder. Für ihren aussergewöhnlichen Zugang zur Musik und ihre Spielfreude wurden sie nun mit dem «Prix Kujulie» ausgezeichnet.

Interview: Elisabeth Huppmann



Bilder Daniel Schwendener

Eine «alpenländische Gnomfamilie» zum Klingen bringen

Herzlichen Glückwunsch, nun seid ihr «Prix Kujulie»-Preisträger. Was bedeutet euch ein derartiger Preis?

Marco Sele: Es ist mit Sicherheit eine riesengrosse Anerkennung für das, was wir jetzt schon seit vier Jahren machen. Seit Januar 2006, als wir noch ohne Namen einfach aus der Freude an der Sache heraus auftraten, ist es immer weitergegangen. Immer wieder durften wir ein tolles Projekt mitgestalten oder eigene Projekte auf die Beine stellen. Somit ist dieser Preis nun eine tolle Anerkennung für das, was wir machen.

Denise Kronabitter: Für mich hat dieser Preis auch etwas mit Wahrnehmung zu tun. Man arbeitet ja immer für etwas. Und da ist ein solcher Preis auch ein Zeichen

der Wertschätzung vonseiten der Öffentlichkeit.

Arno Oehri: Die Musik, die wir machen, ist eher ein Nischenprodukt, aber wenn man diese Art der Musik live erlebt, finden es doch viele Leute spannend. Durch diesen Preis bekommen wir noch ein bisschen mehr Aufmerksamkeit und das Gefühl, dass das, was wir machen, als Wert wahrgenommen wird und etwas Spezielles ist. Das freut mich sehr.

Das Klanglabor steht für experimentelle Klangperformances. Was reizt euch an dieser Form der Musik?

D.K.: Für mich ist es etwas ganz Essenzielles, dass wir nicht nur Repertoire einüben, also etwas reproduzieren, was an-

dere auch schon gemacht haben, sondern es ist eine Art der Musik, die in uns selbst entsteht, die sich aus uns selbst heraus entwickelt. Bei uns kann es passieren, dass das Musizieren schon während dem Aufbauen beginnt.

M.S.: Es gibt Gruppen, die versuchen, jeden Song, jeden Sound jedes Mal gleich zu spielen. Das ist bei uns vollkommen unmöglich. Bei uns gibt es keine Performance, die zweimal gleich klingt. Und genau das finde ich schön.

Was sind die besonderen Herausforderungen einer Darbietungsart mit einem stark improvisatorischen, situativen Charakter?

A.O.: Ich für meine Person arbeite grundsätzlich gerne situations- und ortsspezi-

fisch. Für mich persönlich war das Klanglabor ein riesiger Glücksfall. Dass ich Denise und Marco kennenlernen durfte und wir herausfanden, dass wir gemeinsam Musik machen können. Für mich ist viel Spieltrieb dabei. Das fasziniert mich total, was aus dem heraus entstehen kann.

Um überhaupt auf die jeweilige Situation musikalisch reagieren zu können, ist ein enormes Feingefühl vorausgesetzt.

A.O.: Man braucht das Sensorium für das, was ist, in welchem Kontext es steht. Aber auch dafür, welche anderen künstlerischen Sprachen vorhanden sind. Das verlangt jedes Mal eine andere Herangehensweise.

M.S.: Als wir anfangen, war alles anders. Auch wir haben eine gewisse Entwicklung durchgemacht. Wir haben in den letzten Jahren gelernt, die Ohren aufzumachen, zu spüren und zu sehen, was dabei herauskommt.

D.K.: Und auch, dass weniger mehr ist.

Eure Musik in einem Interview einzufangen, ist ein Ding der Unmöglichkeit, oder etwa nicht?

A.O.: In Berlin läuft derartige Musik unter der Bezeichnung «Echt-Zeit-Musik». Das sagt viel und doch auch wieder nichts. Ich glaube, dass es tatsächlich nicht möglich ist, unsere Musik irgendwie in Worte zu kleiden.

D.K.: Sicherlich kann man unsere Musik klar von durchkomponierter Musik und von Songs abgrenzen. Es ist zwar Stimme dabei, aber es handelt sich nicht um Lieder. Es sind Klangbilder.

Ihr entwerft für jede Klangperformance ein neues Klangkonzept. Wie kann man sich diesen Prozess vorstellen?

M.S.: Im Prinzip kann man sich das so vorstellen: Wir treffen uns im Probelokal. Vielleicht bringt jemand schon eine Idee mit. Meistens Arno, da er das Konzept mit Video oder Text erstellt, woraus sich wiederum eine Idee oder eine gewisse Stimmung herauskristallisiert. Oder wir treffen uns, um gemeinsam Musik zu machen. Man fängt an und ist plötzlich irgendwo anders. Und am Schluss stellt sich dann nur noch die Frage: Wer hat mitgeschrieben? Dann versuchen wir zu rekonstruieren, was wer wie gemacht hat und dies irgendwie zu notieren. Meistens klingt dies aber nicht genau gleich.

Bei eurer jüngsten Produktion «Mona Liza Vattermörderin» arbeitet ihr mit Text, Gesang, Bildern und einer Schauspielerin. Mit Sicherheit ein Projekt der besonderen Dimensionen.

A.O.: Bei diesem Projekt habe ich alleine fast ein Jahr vorgearbeitet, bis sich aus dem Buch ein Text herauskristallisiert hat, der Bühnentauglich war. Am Anfang steht eine lose Idee, die sich über einen langen Prozess immer mehr verdichtet. Bis schlussendlich eine ganz konkrete Geschichte auf der Bühne ist. Im Sommer

haben wir uns eine Woche lang zu einem intensiven Workshop getroffen, in dem wir gemeinsam erarbeitet haben, was für Klangbilder wichtig sind, wo braucht es diese überhaupt, wo soll die Stimme zum Einsatz kommen, wo soll wie mit dem Text interagiert werden. All diese Fragen. Das war eine Art freies Experimentieren, an dessen Ende wir ein Klangkonzept erstellt hatten, das in unseren Augen funktionierte.

Also kann man sagen, dass jedem eurer Auftritte eine Art Absprache vorausgeht, dass gewisse Dinge gesetzt, also fix abgemacht sind, aber dass das, was dazwischen passiert, aus der Situation heraus entsteht.

D.K.: Ja, oder auch, wie es passiert. Ich erkenne beispielsweise gewisse Patterns, aber was derjenige dann daraus macht, obliegt ganz allein ihm.

Die Kombination von verschiedenen Medien und Formen ist ein wichtiger Bestandteil des Klanglabors. Passen eure Klänge zu allem? Was passt nicht?

D.K.: Wir sind keine Event-Band. Alle Veranstaltungen, bei denen die Leute die Musik quasi im Vorbeigehen mitbekommen sollen, funktionieren bei uns nicht. Auch nicht mit guter Technik. Uns muss man aufmerksam zuhören.

Welches sind eure Lieblingsklänge?

M.S.: Mein absoluter Lieblingsklang kommt nicht von mir selber. Das ist die ganz grosse Klangschale, das tief frequente Brummen dieses Instruments, diese enorme Kraft, die in diesem Klang steckt, ist mein Favorit. Und die Hang.

D.K.: Es wechselt ständig. Manchmal entstehen diese Klänge auch im Zusammenspiel. Ein Klang, in den man sich am liebsten hineinlegen würde. Dann fühle ich mich so richtig wohl, quasi gut aufgehoben und kann daraus wieder etwas Gutes beisteuern. Und genau das spüren dann wieder die Leute. Wenn es zwischen uns dreien gut läuft, schafft man so etwas wie einen Kokon, der sich auch auf die Leute ausbreitet. Das ist der Optimalfall, wenn dies alle gemeinsam erleben dürfen.

A.O.: Das sind auch meine Lieblingsklänge. Wenn man spürt, wie alles ineinandergreift und einfach funktioniert.

Bei euch dürfen auch aussergewöhnliche Dinge erklingen, wie beispielsweise eine Toffee-Verpackung. Was sind eure schrägsten Klänge?

A.O.: Das Klanglabor macht beispielsweise beim Projekt «MUS-E» in der Schweiz mit, bei dem wir einen Workshop in einer vierten Klasse in Sevelen geben. Dabei haben wir mit den Kindern ein Orchester gebildet. Ich war der Dirigent. Und so haben wir ein Stück für Küchenutensilien und Klangschalen gemeinsam aufgeführt. Es kann also nichts schräg genug sein, wenn es irgendwie für den Ort oder die Situation passt.

D.K.: Etwas vom Schrägsten, weil auch am Persönlichsten, sind für mich die Stimmeinsätze, die jedoch nichts mit Gesang zu tun haben. Heute hatte ich beispielsweise in der Anweisung eine «alpenländische Gnomfamilie». So etwas klingt mitunter dann schon einmal schräg.

Ungewöhnliche Klänge sind ebenso massgeblich fürs Klanglabor wie ungewöhnliche Instrumente. Inwieweit befasst ihr euch dabei mit Musik fremder Kulturen?

M.S.: Ich bin beispielsweise ein sehr grosser Asienfan. Die Musik von dort fasziniert mich. Aber wir spielen die Instrumente dieser Kulturen ja nicht so, wie sie dort gespielt werden. Wir suchen anhand dieser Instrumente unseren eigenen Klang. Nach dem Motto: Mit einem Instrument darf man alles machen, nur darf man es nie kaputt machen.

D.K.: Ich habe Musikwissenschaft studiert. Ein Teil davon war auch die Musikethnologie, in der man die wissenschaftliche Herangehensweise an andere Kulturen kennenlernt. Aber im Prinzip sammle ich die Musik eher, wenn ich beispielsweise irgendwelche CDs mit fremden Musikrichtungen kaufe, anstatt mich ihr wissenschaftlich anzunähern. Fremde Kulturen sind Inspirationsquellen, Projektionsflächen, aus denen wieder Neues entsteht.

A.O.: Für mich hat es viel mit dem Reisen zu tun. Ich bin immer viel und gerne gereist. Auf Reisen begegnet man Instrumenten oder hört vor Ort einheimische Musik. Grundsätzlich hat es mit einer Hörkultur zu tun. Wir zu Hause hören beispielsweise alle möglichen Arten von Musik. Einfach aus Interesse. All das kommt zu diesem «Humus» hinzu, auf dem letztendlich das Klanglabor aufbaut. Das ist eine sehr sinnliche, intuitive Angelegenheit.

Eure Klänge basieren auf einer enormen Bandbreite an Instrumenten. Inwiefern bringt ihr euch diese selber bei? Und wie kommt ihr überhaupt zu diesen Instrumenten?

M.S.: Erlernen wäre hier das falsche Wort. Meistens basiert es auf einer Freude, einem Spieltrieb, einem «Ummahüßla».

D.K.: Ein «Hüßla», verbunden mit einem Lauschen. Wenn man es sehen könnte, würde man beispielsweise sehen, dass ich während der Performance riesige Ohren bekomme.

A.O.: An die Instrumente bekommen wir manchmal über persönliche Kontakte, manchmal per Zufall. Die Shamisen habe ich zum Beispiel in Berlin in einem Laden entdeckt. Andere haben wir auf einem Flohmarkt gekauft.

M.S.: Ich habe mir einmal eine Koto, eine 13-saitige japanische Zither, selber gebaut. Dabei spürt man erst einmal, wie sensibel diese Instrumente sind. Selberbauen ist auch eine Variante.



Und dennoch verfügt nur Denise über einen «klassischen» musikalischen Hintergrund.

A.O.: Ich komme ursprünglich aus der Zeichnung und Malerei, also der Bildenden Kunst. Musikunterricht hat man mir quasi ausgetrieben. Wir hatten einen Lehrer, bei dem man noch Strafsingen musste. Mit acht oder neun Jahren habe ich Gitarrenunterricht genommen, diesen aber auch bald wieder aufgehört. Aber für mich selber habe ich immer irgendwie weitergemacht.

M.S.: Als Primarschüler hatte ich Blockflötenunterricht. Und später auch B-Klarinetten-Unterricht. Richtig lange sogar. Schlagzeug habe ich mir selber beigebracht. Klavierunterricht hatte ich ganz kurz. Und alles andere habe ich mir selber beigebracht.

Ihr seid also der lebende Beweis dafür, dass man nicht in den Musikunterricht gehen muss und trotzdem Musik machen kann. Wollt ihr auch das bewusst vermitteln?

M.S.: Das hängt davon ab, was man später auf der Bühne vorführen möchte. Wer ein Klavierkonzert aufführen will, kommt wohl um den Unterricht nicht herum. Andererseits wollten wir einmal mit einem klassisch ausgebildeten Geiger zusammen proben, der relativ schnell merkte, dass er nicht reinkommt in diese Art der Musik.

Und das, obwohl das Improvisieren an vielen Hochschulen fixer Bestandteil des Studienplans ist.

D.K.: Die Kombination wäre der Idealfall. Wen ich bewundere, sind Menschen, die die klassische Ausbildung gemacht haben, die sich voll und ganz reingehängt haben und dann hergehen und versuchen, darüber hinaus etwas Eigenes zu erarbeiten. Und nicht nur beim Reproduzieren bleiben. Das spielerische Erforschen ist dabei ganz wichtig.

A.O.: Kunst kann nur entstehen, wenn man etwas Eigenes dazutut. Durch akademische Verbildung – wie es so schön genannt wird – haben viele den Mut verloren, das Eigene, das in jedem Menschen steckt, zu zulassen, weil es vielleicht in kein Schema passt. Vielleicht ist es bei uns eine gewisse Frechheit oder Unverschämtheit, die es uns erlaubt, unvoreingenommen an die Dinge heranzugehen. Wenn ein Instrument so nicht funktioniert, dann dreht man es einfach mal um. Vielleicht kommt ja auf der anderen Seite etwas Tolles heraus.

D.K.: Ich merke aber auch ganz klar, dass es mir darum geht, die Freude zu vermitteln, die wir beim Musizieren haben.

Etwas, das man wohl jedem Musikschüler wünscht.

Alle drei: Ja, genau.

D.K.: Ja, vor allem, weil der Mensch dazu neigt, Fehler eins zu eins auf sich zu übertragen.

Bei euch kommt quasi alles zum Klingen. Hört ihr auch im Alltag genauer hin?

A.O.: Ich persönlich muss überall dranklopfen. Das passiert schon ganz automatisch. Jedes Geländer wird zum Instrument.

M.S.: In letzter Zeit achte ich vor allem darauf, wie elektronische Dinge klingen. Wie zum Beispiel der Drucker bei uns in der Schule. Das klingt wie ein eigener Song. Da macht plötzlich ein Drucker Musik.

A.O.: Ich singe auch viel mit der Kaffeemaschine.

M.S.: Oder der Zahnbürste.

D.K.: Ich bin draufgekommen, dass bei uns zu Hause sowohl das Backrohr, die Kaffeemaschine, der Kühlschrank und der Geschirrspüler alle den gleichen Ton haben. Oder ich sitze irgendwo und achte

ganz besonders auf die Obertöne gewisser Geräusch.

Das sorgt mit Sicherheit auch für Verwundung.

M.S.: Langsam kennen uns die Leute.

Tun euch gewisse Klänge auch in den Ohren weh?

A.O.: Ja, wenn Metall auf Metall kratzt.

M.S.: Oder ein trockener Schwamm auf einer Wandtafel. Das ist übel.

D.K.: Ich bin auf hohe Frequenzen sehr sensibel, wie beispielsweise Röhrenfernseher oder Marderabschreckgeräte. Da sterbe ich fast. Und alles, was unvermittelt laut ist. Und alle hohen Frequenzen.

2006 gegründet, vier Jahre später mit dem «Prix Kujulie» eine öffentliche Anerkennung erhalten. Wohin geht der Weg des Klanglabors?

M.S.: Ein Wunsch meinerseits wäre, dass wir einmal etwas für oder mit Kindern machen könnten. Das würde mich reizen.

D.K.: Ich würde gerne einmal etwas gemeinsam mit Erwachsenen machen. Am liebsten in Form eines Workshops, in dem man mal einen anderen Zugang zu den Musikinstrumenten vermitteln könnte. Ich würde mir wünschen, dass sich auch andere etwas zutrauen und von diesem Erlebnis profitieren.

A.O.: Mein Künstlerherz drängt natürlich immer weiter danach, neue, andere Projekten in Angriff zu nehmen. Und damit andere und aussergewöhnliche Orte bespielen zu können. Das reizt mich sehr. Ich hoffe, dass wir dazu – auch indem wir immer bekannter werden – die Möglichkeit erhalten. Und dann habe ich noch die Vision eines «Klangklosters». Aber ich weiss selber noch nicht genau, was darunter zu verstehen ist.